

Die Heldin von Krems

Sie drückte ihre Stirn gegen das Glas der Vitrine und atmete ein. Vorsichtig, als müsste sie aufpassen, sich nicht zu verletzen. Die Kälte, die das Glas auf ihrer Haut hinterließ, gab ihr das Gefühl, lebendig zu sein, wirklich da zu sein. Nicht wie normalerweise, wenn sie dem Leben aus sicherer Entfernung zusah, dem Leben, das immer außerhalb von ihr stattfand, wie eine Kinovorführung.

Wir treffen uns im Museum, hatte er gesagt, um drei.

Jetzt war es zehn nach. Zehn Minuten, das wusste Fanny, gingen gerade noch durch in der normalen Welt, bei normalen Menschen, wenn man sich entschuldigte. Aber Roland war nicht normal. Für ihn galten nicht die normalen Gesetze, Roland hatte seine eigenen.

„Fanny vom Galgenberg“ verriet ihr das Schild unterhalb der Vitrine.

Galgenberg. Unheimlich.

Wenn sie sie nur angreifen könnte, die kleine Statue, die wenige Zentimeter groß war. In der Hand halten, ihre Kurven fühlen. Nahe sein, solch geschichtlicher Größe, etwas, das viel größer war als sie oder Roland oder die anderen Menschen. 32 000 Jahre alt. Wie klein sie sich daneben fühlte, wie unwichtig, so wie damals, als sie zum ersten Mal an der Hand des Großvaters den Stephansdom betrat. Erhabenheit war das Wort des Großvaters gewesen beim Anblick des Altars. Als sie dann, nach dem Besuch im Dom, im Kaffeehaus die Sachertorte aß, weil man das in Wien eben isst, hätte sie so gerne mit den Füßen den Boden berührt, um wieder herunterzukommen, herauszutreten aus dem Schatten der Erhabenheit. Aber ihre Beine waren zu kurz gewesen.

„Kann ich Ihnen helfen?“

Die Stimme des Aufsehers hallte durch den Gang.

Fanny schüttelte den Kopf und hastete weiter. Hinter der Ecke drehte sie sich um und erhaschte den Ausdruck mitleidiger Neugier auf dem Gesicht des Aufsehers.

Im nächsten Raum erklärte ein japanisches Ehepaar der Tochter die Familie Kappler. Die vielen toten Kinder, schrecklich. Soviel Altes, Vergangenes und dann auch noch der Tod. Da hätten sie sich gleich auf dem Friedhof treffen können, oder an der Donau.

Ob Roland immer noch bei seinem Freund war? Oder im Museum bereits nach ihr suchte? Sie sah auf die Uhr. 30 Minuten Verspätung. Unentschuldig. Aber für Roland keine Seltenheit. Manchmal hatte sie das Gefühl, es war ihm gar nichts wichtig, was sie betraf. Sie musste immer warten.

In einem der Gänge fand sie einen Stuhl und ließ sich darauf nieder. Sie streifte die Schuhe ab und schloss die Augen. Die kleine Statue kam ihr wieder in den Sinn. Die tanzende Fanny. Früher hatte sie auch getanzt, Salsa, und noch viel früher im Regen in Bologna mit Ida. Was aus Ida geworden war? Ist sie wirklich als Ärztin nach Afrika gegangen?

Fanny schreckte hoch, als sie eine Hand an der Schulter spürte, wie jemand „Franziska“ sagte, beinahe liebevoll.

Vor ihr stand eine Dame in schwarz, eigentümlich gekleidet, auf dem Gesicht ein Lächeln, das die Welt umarmte.

„Gutes Kind,“, sagte sie, „schlafen Sie?“

Sie reichte ihr die Hand und nicht eine Sekunde zweifelte Fanny daran, dass sie zu ergreifen war.

„Geht es Ihnen gut?“

Fanny nickte. Sie folgte der Dame durch die Gänge. Die Dame erklärte ihr die Bilder, erzählte, was darauf zu sehen war. Fanny hörte zu und wunderte sich, warum sie eine private Führung bekam.

„Die Schultern zurück“, sagte die Dame lachend und machte es vor. „Dann gehen Sie aufrechter. Ich weiß wirklich nicht, warum Sie sich so klein machen.“

Jetzt kamen sie vorbei an der Heldin von Krems, einer Statue nach griechischem Vorbild. Stolz und aufrecht stand sie vor Fanny und trug ihren goldenen Helm und die Rüstung, wie eine Auszeichnung.

„Ich habe noch nie von ihr gehört“, sagte Fanny und die Dame zog eine Augenbraue hoch.

„Nein? Die Geschichte kennt doch jedes Kind: Die Heldin von Krems, eine junge Frau, zog aus, um die Stadt gegen die feindlichen Truppen zu verteidigen.“

„Gegen wen?“

„Die feindlichen Truppen.“

Das Lächeln der Frau hinderte Fanny daran, weiter nachzufragen. Sie wollte nicht dumm dastehen.

„Sie war ein ganz gewöhnliches Mädchen, wissen Sie? Lies sich gerne herumschubsen von anderen, die dachten, für sie gelten die Regeln eines guten Miteinanders nicht.“

Fanny betrachtete die Heldin genauer. Das Gesicht erinnerte sie an jemanden. Die Dame führte sie weiter. Ganze Ausstellungsräume waren der Heldin gewidmet.

„Die Heldin wusste lange Zeit nicht, dass sie etwas Besonderes war. Sie war, wie soll ich sagen, unter dem Zauber eines bösen Mannes, der sie gerne klein machte.“

Sie lächelte.

„Manchmal passiert uns Menschen das, dass wir übersehen, wie großartig wir sind. Endlich machen Sie einen geraden Rücken, spüren Sie, wie Sie gleich aufrechter dastehen? Als könnte sie nichts aus der Bahn werfen.“

Je mehr Fanny über das Leben der Heldin von Krems erfuhr, desto mehr lebte sie mit ihr mit. Sie las aufmerksam die Beschreibung über ihr Leben. Ein ganz normales Leben. Ein ganz normales Mädchen.

„Wenn sie nicht gemerkt hätte, wie stark sie ist“, murmelte sie im vorletzten Raum.

„Tja, dann wäre es um Krems wohl schlecht gestanden“, sagte die Dame. Sie waren wieder beim ersten Schaukasten angelangt. Bei der Fanny vom Galgenberg. Stark und aufrecht.

Die Dame drehte sich zu ihr um.

„Ich muss jetzt gehen“, sagte sie. „Ich hoffe wir sehen uns wieder.“

„Ja“, sagte Fanny. „Und danke!“

Sie sah ihr nach, wie sie den langen Arkadengang hinunterging, der die Ausstellungsräume miteinander verband.

Dann schrillte etwas.

Fanny fuhr auf und griff zum Handy.

„Franziska!“, sagte Rolands Stimme. „Ich geh noch mit meinem Kumpel zum Heurigen. Keine Ahnung, wie lang das dauert. Du kannst ja inzwischen einen Stadtbummel machen oder so.“

Oder so?

„Franziska, hörst du mich?“

Fanny nahm das Telefon von ihrem Ohr und sah sich verwundert um. Sie saß immer noch auf dem Stuhl, auf dem sie sich niedergelassen hatte, die Schuhe lagen daneben. Die Uhr zeigte halb fünf.

„Wohl eingeschlafen“, lächelte ein Museumsbesucher ihr zu.

Eingeschlafen?

„Hallo Fanny, bist du noch da?“, tönte es aus dem Handy.

Fanny packte es und stand auf. Kerzengerad stand sie, die Schultern zurück, als könnte sie nichts auf der Welt umwerfen.

„Weißt du, Roland,“, rief sie, „geh doch zum Heurigen oder sonst wohin, aber anrufen brauchst du mich nicht mehr.“

„Was ist denn mit dir los?“, fragte die Stimme am anderen Ende der Leitung, verärgert.

„Nichts. Ich hab nur jemanden gefunden“, sagte Fanny.

„Einen anderen Mann?“

Rolands Stimme kreischte beinahe.

„Nein, eine Heldin.“

„Heldin?“

„Ja. In mir drin.“

„In dir? Bist du verrückt?“

„Jetzt nicht mehr“, sagte Fanny und drückte den Anruf weg.

Schnell schlüpfte sie in die Schuhe, schritt vorbei an den Bildern bis zum Ausgang des Museums. *Wenn sie nun nicht entdeckt hätte, dass sie eine Heldin war.* Dieser Satz der Dame fiel ihr wieder ein. Aber sie hatte sie entdeckt, ausgegraben unter vielen Schichten.

Fanny drehte sich um und ließ noch einmal die Ausstellungsstücke auf sich wirken, sah auf die Statue, die ihren Namen trug und tanzte, stark und frei. Dann fiel ihr Blick auf ein Gemälde, das sie zuerst nicht entdeckt hatte. Es zeigte eine Dame in einem schwarzen Kleid. Sie hatte ein Lächeln, das die Welt umarmte. Fanny straffte ihren Rücken und tat es ihr gleich. Dann lief sie hinaus in die Sonne.